

Leseprobe aus:

Matthias Nawrat

Die vielen Tode unseres Opas Jurek



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

MATTHIAS NAWRAT

**DIE VIELEN TODE
UNSERES OPAS JUREK**

Roman  Rowohlt

Die Arbeit an diesem Roman
wurde im Rahmen des Grenzgänger-Programms
von der Robert Bosch Stiftung gefördert.

1. Auflage September 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der Adobe Caslon Pro, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 04631 6

*... denn kein Augenblick
der Zeit geht verloren, noch ist ein Ereignis des Raumes
unbeständig,
sondern es bleibt alles: jedes Gewebe der Sechstausend Jahre
bleibt beständig, wengleich auf Erden, wo Satan
stürzte und enterbt ward, alle Dinge schwinden & nicht
mehr gesehen werden,
schwinden sie nicht von mir und den Meinen, wir wahren
sie zuerst und zuletzt.*

WILLIAM BLAKE

*Wenn ich an die Weltgeschichte denke, – ich finde sie nicht
ungerecht, aber arm. Sie muss sich darauf beschränken, nur
das Sagbare für Erlebnis zu halten. – Sie ist ein Kind, das
auf der Landkarte reist: da ist es von Italien nach
Dänemark so nah und nicht beschwerlich.*

RAINER MARIA RILKE

DIE ALTE SCHMIEDE

Wie wichtig die Geschichten unseres Opas Jurek sind, hat man spätestens bei seiner Beerdigung gesehen. Bei dieser Beerdigung, zu der wir mit unserer Mutter aus Deutschland angereist sind, waren alle Persönlichkeiten der Stadt Opole anwesend: der Bürgermeister, verschiedene Redakteure und Redakteurinnen der *Trybuna Opolska*, der gute Freund unseres Opas und Vorstand des Fußballclubs OKS Odra, Edek Baumann, aber auch Herr Meisner vom Maximilian-Kolbe-Werk, der unseren Opa Jurek oft nach Deutschland eingeladen hat in den letzten Jahren, damit er Vorträge in Schulen halte über seine sogenannte schwierige Zeit.

In der Kirche, in der wir als Familie ganz vorne sitzen durften, haben sogar die alten Frauen geweint, in einem Meer aus Köpfen, bis nach hinten zur großen Orgel. Auch wenn unser Onkel Wojtek, der Bruder unserer Mutter, behauptet hat, die alten Frauen würden immer weinen, egal, wer gestorben sei, die seien täglich hier, und heute hätten sie eben Glück. Glück im Unglück, sozusagen, hat unser Onkel gesagt, er hat gelacht, aber dabei ist ihm eine Schweißperle die Schläfe hinabgelaufen.

Vor der Mauer der Friedhofsstadt haben Holzbuden mit Blumen gestanden, direkt am Eingang parkte ein alter blauer Nysa-Transporter mit einer Grabkranzauslage. Unsere Mutter hat unsere Oma Zofia in ihrem schönen schwarzen Kleid beim Gehen gestützt. Beim Voranschreiten der Prozession durch die Allee F und dann durch den Gang D hat der Pfarrer, der in seinem weißen Gewand aussah wie Johannes Paul II. höchstpersönlich, kla-

ckernnd mit seiner Lampe aus Silber an einer Silberkette gewedelt, und der Weihrauch schwebte über alle Köpfe.

Die meisten Gräber in der Friedhofsstadt sind mit grauen Steinplatten abgedeckt, aber nicht so das Grab, in das nach ein paar Reden die Urne unseres Opas Jurek hinabgelassen wurde. Es befindet sich in einem Außenbezirk der Friedhofsstadt, wo noch viele Grundstücke unbebaut sind, unweit der Mausoleen der Zigeuner, eigentlich schon auf den Feldern. Die Prozession stand lange vor diesem Doppelgrab mit Marmorplatte, auf dessen Stein die Inschrift «Familie Mrożek» zu lesen ist. Die schönste Marmorplatte ist es, schwarz glänzend, da kann jeder hinfahren und nachschauen, sich überzeugen.

Der Bürgermeister, der eine schwere Eisenkette mit dem Schlüssel der Stadt um den Hals getragen hat, zitierte am Ende ein Gedicht des großen polnischen Poeten Adam Mickiewicz, mit dem Titel «Im Stammbuch»:

*Glückseligkeit dem, der in deine Erinnerung hinabsinkt
wie diese Koralle oder jene Heidelbeere aus Perle,
die das baltische Wasser in seinem klaren Schoß
unter azurblauer Farbe auf Jahrhunderte bewahrt.*

Wir standen noch um das Grab, als die Öffnung mit der Urne schon längst wieder zugedeckt war und der Pfarrer und seine Ministranten sich verabschiedet hatten. Und auch dann noch, als der Bürgermeister, Edek Baumann, Herr Meisner, die vielen Direktorenfreunde unseres Opas Jurek und die Redakteure und Redakteurinnen gegangen waren. Und sogar dann noch, als die alten weinenden Frauen verschwunden und wir alleine waren, unsere Oma Zofia, unsere Mutter, unser Onkel Wojtek, die Warschauer, die Krakauer, die Danziger, die Posener und wir. Wir standen

schweigend um das Grab, und der Wind rauschte in der Wiese hinter dem Zaun. Und man konnte über die Felder bis in eine große Ferne schauen, wo Wälder und Seen beginnen.

Später, am Tisch in der Alten Schmiede, erinnerten wir uns alle zusammen an unseren Opa Jurek und seine Witze. Zum Beispiel fragte unser Halbonkel Gustav den alten Schmied und dessen Töchter, als sie endlich mit den Hauptgerichten hereinkamen, ob das alles sei. Es sehe ihm nämlich nur nach einer ersten Vorspeise aus oder nach einem ersten Vorgeschmack auf eine erste Vorspeise.

Wir hatten sogar den Tisch im Erker bekommen, in dem zwanzig Personen Platz finden und neben dessen Fenstern Holzräder und verschiedene Blasebälge an den Wänden hängen.

Jetzt, am Abend, liegen wir noch lange wach, im ehemaligen Arbeitszimmer unseres Opas Jurek, wo in der Vitrine seine Pokale und Direktorenauszeichnungen stehen, neben der grünen Schränkchenwand mit dem ausklappbaren Schreibtisch. Und da müssen wir an unser letztes Gespräch mit ihm denken, schon an dem Bett in seinem Zimmer in der Katowicka Straße.

Dieser Besuch in Opole ist drei Monate her. Seit drei Jahren darf man einfach so nach Polen fahren, dank des großen Wandels der sogenannten Weltlage, weshalb wir, als unser Opa Jurek in sein letztes Zimmer in der Katowicka Straße umziehen musste, mit unserer Mutter einfach so nach Opole fahren konnten, wir mussten nicht einmal besonders lange an der Grenze warten, höchstens eine Stunde.

Bei diesem Besuch fragte er, wann die nächste Straßenbahn Nummer 9 unter dem Fenster halte, damit wir zusammen nach Hause fahren könnten, zu einem mehrgängigen Mittagessen unserer Oma Zofia, das hoffentlich nicht zuletzt aus Żurek bestehen werde oder wenigstens aus Kuttelnsuppe, im schlimmsten

Fall nur aus Pierogi. Als wir sagten, dass in Opole gar keine Straßenbahnen fahren würden, geschweige denn unter dem Fenster seines letzten Zimmers in der Katowicka Straße, da sagte er, dass er das natürlich wisse.

Dann bat er uns, im Kleiderschrank etwas nachzuschauen. Er habe dort die 30 000 Złoty, die er in seinem Leben gespart habe, versteckt, weil der Chefarzt in der vergangenen Nacht in sein Zimmer gekommen sei, um ihn zu bestehlen. Aber als wir im Schrank nur seine Kleidung fanden, nickte er und sagte: Ach so. Und dann äußerte er die Vermutung, dass alle Leute, die nachts an sein Bett kämen – seine Cousine Janka mit der Augenklappe und der junge deutsche Soldat mit dem eher undeutschen Namen Adam, der ihn seinerzeit in Oświęcim bewacht hat, und der Leiter von Oświęcim, Herr Höß, und auch seine späteren Direktorenkollegen und unsere Oma Zofia mit unserer Mutter und unserem Onkel Wojtek als Kindern und leider auch viele Russen, darunter sowohl Soldaten als auch die gesamte Fußballmannschaft des RD Oryol mitsamt dem Mann in dem schönen schwarzen Anzug und mit dem merkwürdigen ausländischen Akzent, ja sogar der große Feind unseres Opas, den wir bis heute nur unter dem Namen T. kennen –, vielleicht gar nicht wirklich da gewesen seien, in der vergangenen Nacht und in den Nächten zuvor, in seinem letzten Zimmer, an seinem Bett.

Und dann sollten wir uns an sein Bett stellen, und unser Opa legte uns jeweils eine Hand, deren Haut kühl war und wie verholzt, auf den Unterarm. Er sagte, dass er uns sehr dankbar sei, weil wir ihm immer zugehört hätten. Und dass er uns sehr liebe. Und wir sagten, dass wir ihn auch sehr liebten, und wir umarmten ihn, weil er weinte. Aber er weinte, ohne ein Geräusch zu machen oder die Augen zu schließen, er weinte einfach nur und schaute

uns dabei an. Und dann sagte er, dass wir uns merken sollten, was er uns erzählt habe. Dass wir ab und zu an ihn denken, dass wir ihn und sein Leben in Erinnerung behalten, dass wir ja nichts vergessen sollten.

DAS PLÖTZLICHE ENDE DES SOMMERS IN ZIELONKA

Unter den vielen Geschichten, die wir von unserem Opa Jurek kennen, ist diejenige über seine sogenannte schwierige Zeit wohl die spannendste. Auch wenn sie gleichzeitig eine der traurigsten Geschichten aus seinem Leben ist, was aber andererseits zu einer guten Geschichte ja auch dazugehört. Um sie zu verstehen, muss man aber zunächst ganz woanders beginnen, nämlich einige Jahre zuvor, als unser Opa noch nichts von seinen späteren Erlebnissen ahnte.

Unser Opa Jurek hat sich sehr gern an sein Leben vor dem Krieg erinnert. Er hat oft erzählt, dass er ein Kind gewesen sei wie viele andere Kinder in seinem Alter auch und dass sich in Polen erst mit dem Krieg alles verändert habe.

Wir können uns genau vorstellen, wie es in der Kindheit unseres Opas in Warschau gewesen ist. Polen gab es gerade erst wieder seit ein paar Jahren, und seit dem Rauswurf der Russen im Jahr 1920 durch Generalfeldmarschall Józef Piłsudski im Rahmen des Wunders an der Wisła, bei dem die polnischen Legionen ganz Europa gerettet haben, waren die Menschen erleichtert, es gab Schulen und Theater, und man konnte in einem Café sitzen und plaudern, und überall fuhrn Straßenbahnen, auch wenn diese meistens aus einem einzelnen Wagen bestanden. Und obwohl es aus einem Rinnstein nach Pferdemit stank und man oft auf die Seite springen musste aufgrund von Hufgetrappel, fuhr schon bald hier und da ein Auto.

Unser Opa Jurek wohnte mit seinen Eltern in einem Hand-

werkerviertel im Stadtteil Wola, das es heute nicht mehr gibt. Und das ist laut unserem Opa das beste Viertel der Stadt gewesen, in jedem Haus gab es eine Werkstatt, und abends streute immer jemand Sägespäne auf die Straße, und aus einer Gaststätte erklangen Geigen- und Akkordeonmusik und Gelächter, und manchmal lehnte sich ein Mann an eine Wand und schlief dabei kurz ein oder legte sich in die Sägespäne, um sich bis zum nächsten Morgen auszuruhen. Und unser Opa Jurek durfte nicht nur in die Schule gehen, sondern er hatte auch das Glück, dass ihm sein Vater, unser Uropa Stanisław, nachmittags in seiner Tischlerei ein paar handwerkliche Geheimnisse verriet, und diese sollten ihm später nicht selten das Leben retten.

Aber gerade weil er später in so gefährliche Situationen geraten sollte, hat er sich bis zuletzt besonders gern an seine Kindheit in Warschau erinnert. Es gab zum Beispiel in der ganzen Stadt nur enge Gassen, in denen man kleine Geschäfte besuchen konnte. Überall Gewimmel, ein rufender Zeitungsjunge in einem Jackett und mit Ballonmütze, und dann legt man die Hand auf die Klinke, ein Glöckchen schellt und endlich – Stille. Nur der Duft von Leder oder von Krakauer Würsten. Und eigentlich hört man erst jetzt, durch ihr Ausgesperrtsein, die Stadt.

In der übrigens helle und große und dadurch besonders interessante Gebäude standen, mit Türmchen, Säulen und Erkern. Überhaupt ist das damals in Warschau eine andere Zeit gewesen, viel kultivierter als heutzutage. In einem Park oder auf der Straße unter den Kastanien sind, wie unser Opa Jurek es uns beschrieben hat, Männer in Anzügen spazieren gegangen, mit einem Spazierstock mit silbernem Knauf, und bei einem solchen Mann hat sich stets eine Dame mit Federschal eingehakt, und der Mann hat sich, wenn ihm ein anderer entgegengekommen ist, mit dem Knauf des Spazierstocks gegen die Krempe seines Huts getippt. Gezwirbelte

Schnurrbärte haben die Männer gehabt, und die Mädchen haben Schleifen unter dem Kinn getragen und die Frauen kompliziert gestaltete Hüte mit Federn und Broschen und Tüll.

In den Gassen der Altstadt hingegen ist ein Mann mit einem Brotkorb herumgelaufen, für den Fall, dass jemand ein gewisses Hüngrchen verspürte. In diesen Gassen haben Leute gewohnt, von denen im Krieg dann die meisten gestorben sind, vor allem jüdische Händler sind das gewesen, in schwarzen Anzügen und mit langen Bärten, die laut unserem Opa eine witzige Sprache gesprochen haben.

Der Lieblingsort unseres Opas Jurek aber war der Buchladen Gebethner und Wolff in der Krakowskie Przedmieście, denn er war dafür bekannt, die besten Abenteuerromane in Warschau zu führen. Und einer von diesen war *Herr Wołodyjowski* von Henryk Sienkiewicz, über den großen polnischen Helden, der mit seinem Säbel nicht nur eine ganze schwedische Division abschlachtete während der sogenannten schwedischen Sintflut 1655, sondern später auch die Festung Kamieniec Podolski vor den Türken verteidigte, wobei er leider durch den großenwahnsinnigen Burgkommandanten Hetman Hejking im Munitionslager in die Luft gesprengt wurde.

Das einzige Problem mit dem Buchladen Gebethner und Wolff war, dass er von dem tauben, blinden und ohne Beine in einem Rollstuhl sitzenden Herrn Makułski betrieben wurde. Und dass Herr Makułski trotz Blindheit, Taubheit und Beinlosigkeit alles sah und hörte und mit seinem Stock jeden unerlaubt Blätternden sofort aufspießte.

Was er da mache, fragte Herr Makułski eines Tages unseren Opa.

Nichts, sagte dieser, neben dem Regal kniend, mit einer Ausgabe von *Herr Wołodyjowski* in der Hand.

Ob er ihn für einen Blinden halte, fragte Herr Makułski.

Eigentlich schon, sagte unser Opa.

Und für einen Tauben halte er ihn wahrscheinlich auch, sagte Herr Makułski.

Auch das, sagte unser Opa.

Und für einen Beinlosen auch, sagte Herr Makułski.

Während unser Opa auch Drittes bestätigte, tastete er bereits nach dem Gardinenstab, den er zu seiner Erleichterung im Halbdunkel neben dem Fenster erspät hatte.

Und schon kam der erste Angriff seitens Herrn Makułskis. Den unser Opa mit Leichtigkeit parierte. Und auch den zwei folgenden Stichen wich er aus. Mit *Herr Wołodyjowski* unter dem Arm sprang er auf die Holztreppe einer Balustrade und balancierte auf dem Geländer, schwang sich an einem Kronleuchter über Herrn Makułskis Kopf auf die andere Raumseite, parierte, auf einem Tisch stehend, um kurz darauf auf die Lehne eines Stuhls zu hechten, von dem er mit einer Rolle vorwärts wieder auf den Beinen landete, um einem letzten Schwertstich auszuweichen und sich endlich mit einem finalen Sprung durch die offene Tür auf die sonnige Straße zu retten.

Ausschließlich weltberühmte Romane hat unser Opa Jurek damals gelesen, bevor die ersten Filme im Warschauer Kino Splendid ausgestrahlt wurden, kurz vor dem Krieg. Er las *Moby Dick* von Herman Melville, *Der letzte Mohikaner* von James Fenimore Cooper, *Die drei Musketiere* von Alexandre Dumas und außerdem *Quo vadis*, *Die Kreuzritter*, *Mit Feuer und Schwert* und *Die Sintflut* von Henryk Sienkiewicz, der für seine Bücher 1905 den Nobelpreis bekommen hatte.

Gern wären wir in dieser Zeit in Warschau gewesen, denn es gibt heute nur noch Schwarzweißfotos, und in Dokumentarfilmen sieht man immer bloß dieselbe Ecke der Straße der «Neue

Welt» oder der Marszałkowska Straße oder ein paar Leute, die vor dem Schaufenster einer Apotheke stehen und einen anlachen.

Einmal hat unser Opa Jurek sogar einen Verkehrsunfall beobachtet, und das war ein großes Ereignis, denn die Unfälle hatten bis zu diesem Augenblick ganz anders ausgesehen, und zwar in den meisten Fällen so, dass die Leute von einer Pferdekutsche überfahren wurden. Zuerst wurden sie vom Pferd zertrampelt, wonach sie noch ein bisschen weiterlebten, um dann von den Rädern der Kutsche überrollt zu werden, und danach sind sie tot gewesen oder haben höchstens noch ein paar Worte flüstern können zu jemandem, der sich zu ihnen runterbeugte, und sind dann gestorben, aber immerhin weich, weil sie im Pferdemist lagen.

Dieser eine Verkehrsunfall war jedoch zum ersten Mal von einem Auto verursacht worden, und der Überfahrene, ein Junge etwa im Alter unseres Opas, lag auf dem Kopfsteinpflaster und flüsterte nicht einmal mehr etwas, weil genau auf seiner Brust einer der Reifen des Autos stand. Um die Unfallstelle herum hatte sich eine Menschenmenge gebildet, und alle europäischen Sprachen konnte man in dieser Menge hören, und dann waren auch schon Journalisten da und ein Fotograf, und am nächsten Tag stand alles in den Zeitungen, und ganz Europa war in Aufruhr. Wo sollte das, so fragten die Leute, noch hinführen?

Die allerschönsten Erinnerungen unseres Opas Jurek aus dieser Zeit waren aber diejenigen an seine Sommerferien in Zielonka bei Warschau, wohin ihn seine Eltern jeden August schickten. In Zielonka hatte seine Tante einen Bauernhof, und er hat uns oft erklärt, warum das besondere Sommerferien gewesen seien, und das habe bestimmt nicht an seiner Cousine Janka gelegen, die wie ein Pirat ausgesehen habe mit ihrer Augenklappe, die sie seit einem Unfall beim Holzfällen mit ihrem Vater, im Birkenwäld-

chen hinter dem Haus, habe tragen müssen. Auf keinen Fall wegen dieser Janka, die er einmal als die größte Nervensäge Polens bezeichnet hat und die wir uns, obwohl er dabei auch etwas traurig wirkte, in Wahrheit ein bisschen blöd vorstellen und eingebildet und eigentlich nur mäßig hübsch.

Das Schöne an diesen Sommerferien in seiner Kindheit sei laut unserem Opa Jurek keinesfalls nur gewesen, dass er mit seinen Cousins und Cousinen bei der Kartoffelernte mithelfen dürfen. Ein solcher August vor dem Krieg sei auch unendlich lang gewesen, die Tage hätten nicht zu Ende gehen wollen. Überhaupt sei die Zeit vor dem Krieg eine andere gewesen als nach dem Krieg, sie sei nämlich die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Und das Leben auf dem Land habe außerdem nichts mit dem Leben in der Stadt zu tun, die meisten Menschen wüssten heute nicht mehr, wie es sei, in der Dunkelheit geweckt zu werden, Brot in warme Milch zu tunken oder in der kühlen Luft auf dem Feld zu stehen, während der Himmel sich rosa über einen spanne und die ersten Vögel zu singen begännen. Und dann erst die Abenteuer im Wäldchen, das Lagerfeuer am Abend, die dampfenden Kartoffeln, die man mit einem Stock aus der Asche rolle und in zwei Hälften breche, bevor man eine dieser Hälften seiner, wohl leider etwas blöden, Cousine überreiche. Man brauche laut unserem Opa nichts anderes als Kartoffeln und warme Milch, aber davon hätten die Leute heutzutage keine Ahnung mehr.

Und so ist seine Cousine Janka dann wohl doch nicht ganz so unerträglich gewesen, und selbst als sie ihn einmal, als sie sich gemeinsam im Birkenwäldchen versteckten, einfach auf den Mund küsste und damit nicht aufhören wollte, hat er das wohl über sich ergehen lassen. Insgesamt muss man sagen, dass vor allem der letzte August in Zielonka, als unser Opa schon seinen

Realschulabschluss hatte, der schönste gewesen ist in seinem Leben.

Denn als er nach Warschau zurückkehrte, da begannen erst die Probleme.

Die Deutschen waren damals noch ganz anders, als man sie heute kennt, und wir würden ja, sagte unser Opa Jurek während unserer ersten Besuche in Opole nach unserem Wegzug nach Deutschland oft, etwa an unseren neuen Freunden oder an den neuen Freunden unserer Eltern oder auch an den sogenannten Leuten von der sogenannten Straße sehen, dass es jetzt Leute seien wie wir, wenn auch vielleicht nicht ganz so kluge Leute wie in Polen, aber im Grunde normale Menschen.

Die Deutschen von damals hingegen seien ein bisschen so gewesen, wie sie als Ordensritter gewesen seien im Mittelalter, unter ihrem Großmeister Ulrich von Jungingen, und sie hätten in Wahrheit nie die Schlacht von Grunwald gegen den polnisch-litauischen Großkönig Władysław Jagiełło und den litauischen Herzog Vytautas verwunden, im Jahre 1410, bei der sie vernichtend geschlagen worden seien, sodass sie Großpolen hätten verlassen und später sogar Teile des Landes Ostpreußen an den König von Polen hätten abtreten müssen.

Seit dieser Zeit seien die Deutschen sehr gekränkt in ihrem Stolz gewesen, weshalb sie nichts sehnlicher gewünscht hätten, als sich allumfassend zu rächen. Diese Rache hätten sie jahrhundertlang geplant, immer im Geheimen, bis ihnen endlich die perfekte Gelegenheit gekommen zu sein schien, und allen voran dem schon damals berühmten Politiker, der in seiner Uniform und mit dem gestauchten Schnurrbart auf den Fotos ein bisschen so aussieht wie Charlie Chaplin in dem späteren Film *Der große Diktator*. Und leider habe es dieser noch heute weltweit

bekannte Politiker geschafft, alle Deutschen gegen Polen aufzustacheln.

Und deshalb empfand unser Opa Jurek, der inzwischen ein besonders gut aussehender junger Mann mit dunklen Haaren und großen Augenbrauen war, was er uns auf einem aus dieser Zeit stammenden Schwarzweißfoto in seinem Arbeitszimmer gezeigt hat, die Ankunft der Deutschen in Warschau als unangenehm, und viele seiner Freunde waren der gleichen Meinung. Und das, obwohl die Stadtbewohner von Warschau, wie die Bewohner aller anderen Städte in Europa, in vielerlei Dingen sehr unterschiedlicher Meinung waren, auf allen Gebieten der Politik.

Denn es gab damals auch in Warschau, was die Zukunft des Landes anbelangte, unterschiedliche Überlegungen, die in den Jahren zuvor nicht selten zu Streit und großen Versammlungen auf den Straßen und zu eingeschmissenen Schaufenstern geführt hatten. Die einen meinten, man müsse unbedingt alles Geld den polnischen Soldaten und ihren Generälen geben. Was die anderen lächerlich fanden – ihrer Ansicht nach sollte man alles Geld den Arbeitern in den Fabriken geben, und zwar jedem genau gleich viel. Woraufhin die Dritten zu bedenken gaben, dass das Geld am besten in der polnischen Kirche und bei den Priestern angelegt wäre. Was die Vierten wiederum streng von sich wiesen, denn der sogenannten Menschennatur folgend sei Geld am besten angelegt bei den Fabrikbesitzern, das sei eine moderne wissenschaftliche Tatsache, nur polnisch müssten diese Fabrikbesitzer sein, auf keinen Fall aber ukrainisch oder, Gott bewahre, jüdisch.

Aus diesem Grund hatte die Ankunft der Deutschen in Warschau anfangs wohl auch ihr Gutes, denn die Streitigkeiten waren sofort beendet, und alle waren sich einig, was zu tun sei. Weshalb sich unser Opa Jurek und seine zwei Freunde Włodek Sołtyński

und Lutek Kurek in eine der Schlangen in der Stadt stellten, und unser Opa hatte das Glück, eine Uniform und ein Gewehr zu bekommen, wenn auch nur ein französisches Modell aus dem letzten Krieg, nämlich das Ein-Schuss-Vorderladergewehr der Marke Lebel.

Und so erlebte er in den folgenden zwei Wochen viele interessante und auch spannende Dinge, zum Beispiel Schießereien vom Stadtteil Praga aus über die Wisła hinüber, und seine Freunde und er haben einige deutsche Panzer in die Luft gesprengt und den einen oder anderen deutschen Soldaten, und sie waren sogar einmal in der Nähe, als eine Kompanie polnischer Ulanen gegen deutsche Panzer mit bloßem Säbel angeritten ist und den einen oder anderen Deutschen abgeschlachtet hat wie einst Herr Wołodyjowski die Schweden oder die Türken. Unsere Lieblingsgeschichte aus dieser Zeit ist aber diejenige mit den Pfannkuchen und dem Kirschsafte.

An einem der ersten Tage nach dem Einmarsch der Deutschen fand unser Opa Jurek nämlich in einem leeren Haus im Viertel Praga unter dem Schutt ein Säckchen Mehl und in einem Schrank daneben ein Einmachglas mit dem süßesten Kirschsafte. Man kann sich vorstellen, wie er und seine Freunde sich über diesen Fund freuten, denn damals galten Pfannkuchen mit Kirschsafte als Delikatesse. Sofort begannen sie, aus dem Mehl Teig zu machen, und formten die schönsten Küchlein. Diese legten sie dann auch gleich in eine Pfanne, die sie in einem anderen Haus gefunden hatten, und die Pfanne stellten sie auf ein Metallgitter über einem Lagerfeuer direkt am Flussufer, und dann warteten sie und freuten sich schon sehr, denn wie herrlich begannen die Küchlein bald zu duften.

Aber leider schwebte der Duft auch über die Wisła zum gegenüberliegenden Ufer, wo sich die Deutschen versteckten. Die

deutschen Soldaten sind damals zwar nicht besonders schlau gewesen, weshalb sie im Allgemeinen nur Dinge riefen wie «Halt, was soll das?» oder «Hände hoch!» oder höchstens noch «Stehen bleiben! Stehen bleiben!», wovon man sich heute in vielen Filmen überzeugen kann. Aber dass es sich bei dem, was da so duftete, um eine Delikatesse handelte, das bemerkten sie sofort. Und so begann auch gleich ihr Angriff.

Über den unser Opa Jurek und seine Freunde anfangs nur lachten, denn sie und ihre Mitsoldaten waren gut geschützt, sie versteckten sich in zwei Metallbooten.

Andererseits gestaltete sich die Verteidigung dieser zwei Metallboote aber komplizierter als gedacht, weil die Deutschen plötzlich zwei schwere Maschinengewehre hatten und dazu noch die passenden Patronen, die Metallwände durchschlagen konnten, während unser Opa und seine Freunde wie auch viele ihrer Mitsoldaten zu ihren Gewehren, wie sich bald herausstellte, größtenteils Patronen bekommen hatten, die zu anderen Gewehrmarken viel besser gepasst hätten. Und so musste unser Opa nach einigen Minuten feststellen, dass nur immer einer seiner Freunde getroffen wurde, nicht aber einer der Deutschen am anderen Ufer, und dass die Verteidigung der zwei Metallboote länger dauern würde als geplant und dass die Pfannkuchen in der Pfanne am Ufer bald verbrannt sein würden, weshalb er seine Freunde dazu anspornte, schneller und genauer zu schießen.

Man könne daran sehen, erklärte unser Opa Jurek uns am Ende dieser Geschichte, wie sein und auch das sogenannte große polnische Kriegsabenteuer insgesamt geendet hätten. Denn zwar seien die Pfannkuchen schließlich schwarz gewesen wie Kohle und auf einer Seite gummig – sodass man sich immerhin vorstellen kann, wie die Deutschen aus diesem Reifengummi ihre Zähne ziehen und fluchen und wie ihnen der rote Kirschsafte von

den Händen tropft –, und auch habe die polnische Armee bei der Verteidigung der Straßen in Warschau zunächst einige Erfolge gefeiert, woraufhin vielen der Sieg bald sogar so nahe schien, dass sie vorschlugen, man solle nach der Vertreibung der Deutschen direkt weiter nach Litauen marschieren, das seit der Zeit von Władysław Jagiełło lange zu Polen gehört hatte, und wenn die polnische Armee schon dabei sei, dann könne sie gleich auch für die Wiederherstellung der ursprünglichen Verhältnisse sorgen. Aber am Ende stellte sich heraus, dass die Deutschen durch die polnischen Soldaten nicht ganz so leicht aus Warschau vertrieben werden konnten wie noch einige Jahre zuvor die Russen durch Herrn Generalfeldmarschall Piłsudski. Streng genommen konnten sie gar nicht vertrieben werden, und das war wohl wiederum nicht zuletzt der besonderen Gemeinheit des schon damals weltberühmten deutschen Politikers zuzuschreiben.

Denn dieser deutsche Politiker, der heute noch immer sehr berühmt ist, ließ so viele deutsche Panzer nach Warschau bringen, dass, wo immer ein polnischer Soldat es schaffte, einen zum Explodieren zu bringen, sofort zwei neue hinter dem brennenden auftauchten und zu schießen begannen. Sodass es nach nur vier Wochen aus dem polnischen Radio hieß, unser Opa Jurek und seine Freunde sollten ihre Uniformen lieber wieder ausziehen und verstecken oder noch besser verbrennen und die Gewehre in einem Loch vergraben, am besten in einem Krater im Inneren irgendeines leerstehenden Hauses.

Das Schlimme am Krieg sei, wie unser Opa Jurek oft gesagt hat, nicht etwa nur, dass hier und da ein Soldat erschossen werde, manchmal sogar auf offener Straße. Schlimm sei insbesondere, dass alles auf einmal und von allen Seiten passiere, und das sei geradezu die Spezialität der Deutschen gewesen, denn sie hätten in

diesen ersten Tagen in Warschau nicht nur Maschinengewehre und Panzer, sondern auch Handgranaten, Flammenwerfer und sogar Flugzeuge eingesetzt, und da sei nicht selten eine Familie beim Abendessen überrascht worden, weil auf einmal eine Wand des Esszimmers gefehlt habe und jeder von der Straße aus habe sehen können, was es bei den Sołtyckis, Błaszczyks oder Bryks zum Abendessen gebe.

Und so war unser Opa wie alle seine Freunde sehr enttäuscht, dass die Verteidigung Warschaus binnen so weniger Tage missglückt war und er seine Uniform hatte vergraben müssen. Aber er hat uns auch erklärt, warum er wiederum nicht allzu lange bekümmert gewesen ist, denn er war noch sehr jung, und wenn man jung ist, dann will man einerseits sofort kämpfen, sobald ein Kampf fürs polnische Vaterland ansteht, doch man kann andererseits von diesem Kampf auch sehr schnell wieder zum Alltäglichen übergehen.

Und so kehrten schon nach wenigen Wochen wieder ruhige Zeiten ein, und unser Opa konnte seine Arbeit wieder aufnehmen, die er vor den Sommerferien angefangen hatte, nach dem Abschluss der Realschule, als Elektromechaniker in der Zündkerzenfabrik der Gebrüder Bierkowski. Denn offenbar bemühten sich die Deutschen darum, dass in Warschau alles schnell wieder in gewohnten Bahnen verlief. Und zwar war der Leiter der Zündkerzenfabrik der Gebrüder Bierkowski jetzt ein gewisser Herr Huber und nicht mehr Stanisław Bierkowski, aber ansonsten war alles wie früher, und unser Opa konnte jeden Morgen mit dem Fahrrad in die Opatowska Straße fahren und mit seinen Mitarbeitern an der Fräse stehen und passgenaue Löcher in die für eine Zündkerze besonders wichtigen Anschlussmuttern fräsen. Und so schien anfangs alles wieder gut.

Allerdings waren in Warschau jetzt viele Dinge nicht mehr

möglich, wie etwa ein Spaziergang nach 21 Uhr auf einer Straße oder ein Kinobesuch, außer man war ein Deutscher. Aber dafür muss es viel ordentlicher gewesen sein, denn die deutsche Polizei ließ die Stadtbewohner den auf den Straßen angehäuften Schutt wieder aufräumen, und es gab jetzt auch tagsüber weniger Passanten, sodass vermutlich auch die Zahl der Unfälle mit einem Pferdewagen oder einem Auto zurückging, und das Angebot der Läden in den engen Gassen wurde kleiner und damit übersichtlicher, und niemand mehr rief auf der Straße, dass er dieses oder jenes zu verkaufen habe. Und zwar begegnete man jetzt hier und da einem deutschen Offizier, der dann aber an seine Mütze tippte und zu einer Dame guten Tag sagte, denn in dieser Zeit sind die Deutschen noch kultiviert gewesen, und nur gelegentlich gab es Probleme, weil der eine oder andere Händler in einem schwarzen Anzug und mit einem Bart seinen Laden noch weiterführen wollte.

Unser Opa Jurek ging in dieser Zeit nach der Arbeit oder an den Wochenenden oft zum Tennisspielen oder traf sich mit seinen Freunden, aber am häufigsten besuchte er verschiedene Kurse, denn er war schon damals talentiert auf vielen Gebieten. Als junger Mann betrieb er nicht nur verschiedene Sportarten wie Leichtathletik, Fußball, Tennis, Volleyball, Rudern mit einem Doppelzweier oder Bridge, sondern er lernte auch Fremdsprachen wie etwa Englisch, Französisch oder Deutsch, und wie wichtig diese vielen Talente unseres Opas schon in jener Zeit waren, zeigt ein Abenteuer, von dem er uns oft berichtet hat, weil er in dessen Verlauf zum ersten Mal sterben sollte.

Diejenige Fremdsprache nämlich, die er am besten beherrschte, war Deutsch, das er von dem in Warschau lebenden Türken Kazim Sabri Kefar Zade in dessen Wohnung lernte. Unser Opa sprach so gut Deutsch, dass er mehreren Mädchen Nachhilfeunterricht geben konnte, auch seiner ehemaligen Schulfreun-

din Judyta Sprzęgłowska, die übrigens in ihn verliebt war wie damals auch andere seiner Freundinnen, denn er hatte schon als junger Mann großen Erfolg bei den Frauen.

Jedenfalls war er eines Abends nach der Nachhilfe etwas zu lange bei dieser Judyta geblieben, und ihre Mutter, die ihn ebenfalls sehr mochte, lud ihn noch zum Abendessen ein, und dann war es schon nach 21 Uhr. Die Sprzęgłowskis wohnten in der Nowogrodzka und unser Opa Jurek in der Łucka, die Straßen waren leer, und er schlich an den Mauern entlang nach Hause, als er in der Mazowiecka plötzlich hörte, dass ihm zwei Männer entgegenkamen und sich auf Deutsch unterhielten, und schon bogen sie um die Ecke, mitten in den Kegel einer Laterne, sodass er ihre Uniformen erkennen konnte. Und diese Uniformen hatten ägyptische Zeichen an jeder Seite des Kragens, und die Hosen steckten in glänzenden schwarzen Stiefeln.

Dann sahen die zwei Männer ihn.

Halt!, riefen sie und beschleunigten ihren Schritt.

Es war aus.

Das zumindest dachte unser Opa Jurek in diesem Augenblick, denn die Deutschen waren damals auch schon bekannt für verschiedene unangenehme Verhaltensweisen. Er spürte seine Beine nicht mehr, während die beiden uniformierten Herren ihm entgegenkamen, er musste sich mit der Hand an der Hauswand abstützen.

Aber dann dachte er, dass er unmöglich stehen bleiben könne. Und was dann geschah, hat er uns genau beschrieben. Er stieß sich nämlich von der Wand ab, beschleunigte seinen Schritt und ging direkt auf die beiden Deutschen zu, mit vorgereckter Brust, und er ging zwischen ihnen hindurch, sodass sie zur Seite treten mussten. Guten Abend, die Herren, sagte er in perfektem Deutsch. Und natürlich: Heil Hitler!, denn man grüßte damals

meistens nicht die zu grüßende Person, sondern den berühmten deutschen Politiker mit dem Charlie-Chaplin-Bärtchen. Unser Opa Jurek ging zwischen den beiden Herren hindurch und einfach weiter, als wäre es das Normalste auf der Welt.

Wir können uns vorstellen, was er in den nächsten Sekunden gefühlt hat. Die Straßenecke war zwanzig Meter entfernt, und ihm schlug das Herz bis in den Kopf hinauf, und eigentlich sei er, so erzählte er, bereits tot gewesen, zum ersten Mal in seinem Leben, und das sei ein sehr merkwürdiges Gefühl gewesen.

Aber überraschenderweise dachte er in diesem Moment gar nicht an sich selbst. Er dachte an seine Mutter und daran, dass sie in der Einzimmerwohnung saß und nicht wusste, wo ihr Sohn war. Sie hatte vielleicht schon das Abendessen vorbereitet, und dieses stand warm auf dem Herd, und sie wartete und fragte sich, wo wohl ihr Sohn blieb.

Und dann war er an der Ecke und bog ab und fing an zu rennen. Er rannte durch leere Straßen und um Straßenecken, die ihm unbekannt vorkamen, und hinter ihm hallten die Schritte von schwarzen Lederstiefelabsätzen. Er blieb erst stehen, als er vor der Haustür in der Łucka Straße angekommen war, und dass er nun hier stand, schien ihm ein glücklicher Zufall zu sein, denn er hätte nicht sagen können, welchen der möglichen Wege er genommen hatte. Er rettete sich in den Hausflur, und als er die Treppe erreichte, wurde ihm so schwarz vor Augen, dass er sich setzen musste.

Wir haben unseren Opa Jurek an dieser Stelle stets gefragt, wie es sei, tot zu sein. Es sei schrecklich, sagte er, denn es gebe einen nicht mehr. Man sehe sich selbst am Boden liegen, und man beobachte, wie einen ein Deutscher in der Uniform mit ägyptischen Zeichen am Kragen mit einer Stiefelspitze in die Seite stupsen. Man schwebe gewissermaßen über sich selbst, und dann schwebe

man auch über der eigenen Mutter, die in der Küche warte und sich ärgere, dass man nicht pünktlich sei, und man höre, wie sie den Vater frage, ob man erwähnt habe, dass man in der Nacht nicht nach Hause kommen werde, was eher unwahrscheinlich sei, denn bisher sei man ja stets nach Hause gekommen, und wo solle man auch hin, mitten in der Nacht?

Man sieht also, dass unser Opa schon in dieser Zeit eine erste Begegnung mit dem Tod gehabt hat. Aber so gut dieses spannende Abenteuer auch ausgegangen ist, so zeigt es vor allem, wie wichtig gute Fremdsprachenkenntnisse sind, was unser Opa uns gegenüber mehrmals wiederholt hat, und er hat dann jedes Mal unsere in Deutschland neu erworbenen Deutschkenntnisse abgefragt, wobei deutlich wurde, dass er über die vielen Jahre, die er nach dem Krieg in Polen gelebt hat und ein wichtiger Direktor gewesen ist, viel von seinen guten Fremdsprachenkenntnissen wieder verloren haben muss. Zum Beispiel hatte er vergessen, dass es im Deutschen *die* Butter heißt anstatt *das* Butter wie im Polnischen oder dass man im Deutschen, wenn die Enkel zu Besuch kommen, eher sagt: Nimm noch ein bisschen *Puderzucker* anstatt: Nimm noch ein bisschen *Zuckerpuder*.

Aber vielleicht haben die Deutschen früher ein anderes Deutsch gesprochen als heute, denn immerhin ist das alles schon lange her, und die Sprache verändert sich bestimmt mit den vielen Jahrzehnten ihres Gebrauchs, und die Deutschen sind heute ja offenbar ganz anders als damals, heute sind sie eigentlich das friedlichste Volk in ganz Europa, und unser Opa Jurek hat uns das gut erklären können, denn er ist noch bis kurz vor seinem Tod, wie gesagt, viele Male eingeladen worden von der Maximilian-Kolbe-Stiftung zu Vorträgen in deutschen Schulen, wegen jener sogenannten schwierigen Zeit, die kurz auf seine erste Begegnung mit dem Tod folgen sollte.